

Markus Rieger-Ladich

Pädagogisches Vokabular *reloaded*

*Auf dem Weg zu einer neuen Reflexionskultur*¹

Im August 2020, als in den USA fünf Millionen Corona-Infizierte gezählt wurden und hierzulande Urlaubsheimkehrer*innen die Inzidenzen wieder steigen ließen, erschien im *Merkur* ein Essay, in dem zwei Historiker*innen dafür warben, innezuhalten. Stefanie Gänger und Jürgen Osterhammel riefen dazu auf, die wissenschaftlichen Routinen zu unterbrechen, um diese selbst zum Gegenstand machen zu können – und sprachen sich für eine „Denkpause für Globalgeschichte“ (Gänger & Osterhammel, 2020, S. 79–86) aus. Die *Corona-Krise* tauche die Globalgeschichte in ein neues Licht. Manche ihrer Prämissen erschienen nun weniger plausibel, manche Annahmen gar als leichtfertig. Das betreffe nicht allein die Anleihen, die bei soziologischen Zeitdiagnosen einer (vermeintlich) fortwährenden Beschleunigung gemacht worden seien; auch die Unterstellung einer zunehmenden Globalisierung und der immer dichteren Verknüpfung unterschiedlichster Lebensbereiche müsse hinterfragt werden. Was bekäme man zu sehen, so ihr Gedankenexperiment, wenn man die Betriebsprämissen der eigenen Disziplin erforschte: „Wie sähe eine Geschichtsschreibung aus, die ihre eigenen, zum Teil noch aus dem Fortschrittsdenken der Aufklärungszeit stammenden Prämissen von linearer Zeit und expansiven Zeitverläufen zu revidieren hat?“ (Gänger & Osterhammel, 2020, S. 83)

Bei einer solchen kritischen Selbstvergewisserung müsse auch das begriffliche Instrumentarium auf den Prüfstand gestellt werden. Nicht allein wäre zu untersuchen, ob beliebte Binarismen daran beteiligt seien, den Forschungsgegenständen eine gewisse Färbung zu verleihen; zu fragen wäre überdies, welcher Preis für eine Semantik zu zahlen ist, die von überwiegend positiv konnotierten, meist technischen Begriffen geprägt ist. Anders formuliert: Welche Bilder von globalisierten Kontexten werden evoziert, wenn Historiker*innen bevorzugt auf Termini wie ‚Zirkulation‘ und ‚Konnektivität‘ zurückgreifen, wenn sie der ‚Weite‘ und der ‚Offenheit‘ gegenüber Sympathie erkennen lassen (vgl. Dommann, 2016; Gänger, 2017)? Wenn sie Begriffe in ihrer Bedeutung überdehnen und einen erkennbar heterogenen Phänomenbereich unter einen „suggestiven Oberbegriff“ (Gänger & Osterhammel, 2020, S. 84) zwingen?

1 Der Text verdankt manche Präzisierung den Kommentaren von Linnéa Hoffmann, Milena Feldmann sowie den beiden Gutachter*innen. Many thanks!

Erstaunliche Konjunkturen

So pointiert der Aufruf von Gänger und Osterhammel war, er ist nicht singulär. Auch in anderen Disziplinen mehren sich die Stimmen derer, die eine Überprüfung der eigenen diskursiven Praxis anmahnen. Dabei fällt schnell auf, dass es sich hierbei nicht um die übliche Klage über mangelnde begriffliche Strenge handelt. Wenn etwa Vertreter*innen der Politikwissenschaft monieren, dass es noch immer keinen hinreichend scharf konturierten Begriff des Populismus gebe, dann muss dies zu den Usancen der Academia gezählt werden (vgl. Manow, 2018). Dieses Lamento gehört gleichsam zum Hintergrundrauschen (politik-)wissenschaftlicher Diskurse.

Woran Vertreter*innen aus Geschichtswissenschaft, Soziologie, Psychologie und Philosophie derzeit vermehrt Anstoß nehmen, ist indes eine bestimmte Form des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs, die in der Vergangenheit kaum einmal die notwendige Aufmerksamkeit erhalten hat, die gleichwohl überaus folgenreich ist und in ihren Konsequenzen allenthalben unterschätzt wird. Ich will an dieser Stelle nur zwei Beispiele nennen, um dies zu erläutern.

Der Sozialpsychologe Markus Brunner (2019) hat die erstaunliche Konjunktur des *Trauma-Begriffs* herausgearbeitet und an dessen Herkunft erinnert. Wurde er zunächst verwendet, um klar identifizierbare Personengruppen – Soldaten des Ersten Weltkrieges etwa oder KZ-Überlebende – in den Blick zu nehmen und das ihnen zugefügte, immense seelische Leid zu bezeichnen, wird seit einigen Jahren die Gruppe derer, die für sich reklamieren, ‚traumatisiert‘ zu sein, immer größer. Aus einer medizinischen Diagnose wurde dergestalt eine medientaugliche Formel, mit der sich zuverlässig Aufmerksamkeit generieren lässt: „Wer heute Leiden glaubhaft und gesellschaftliche Gewalt sichtbar machen will“, so Brunner (2019, S. 27), „beruft sich auf den Traumabegriff“. Zugleich verschiebt sich der Fokus: Standen zunächst physische Gewalttaten und deren Folgen für den psychischen Apparat im Zentrum, rücken nun Mikroaggressionen in den Vordergrund und verleihen dem medizinischen Terminus eine neue Kontur.

Eine ähnliche Entwicklung lässt sich für den Begriff des *Mobbings* nachweisen. So hat die Historikerin Svenja Goltermann unlängst daran erinnert, dass dieser ursprünglich dazu diente, bestimmte Formen der Diskriminierung zu bezeichnen (vgl. Goltermann, 2020a; 2020b). In den psychologischen Fachdiskurs eingeführt wurde er von dem jüdischen Emigranten und Arzt Peter-Paul Heinemann, der damit nicht allein seine eigenen Kindheitserfahrungen im nationalsozialistischen Deutschland reflektierte, sondern auch die seines adoptierten Kindes, das in Schweden aufgrund seiner Hautfarbe diskriminiert wurde. Schon bald darauf, Mitte der 1970er Jahre, wurde *Mobbing* seines politischen Kontextes weitgehend entkleidet und individualpsychologisch enggeführt. Damit erwies es sich nun auch für die Arbeitswelt als hoch anschlussfähig und machte hier schnell Karriere. Die Konzentration auf die Interessen des Individuums war freilich nicht umsonst zu haben: „Vor allem lenkte die Tendenz, Konflikte am Arbeitsplatz auf das Zwischenmenschliche zu reduzieren, davon ab, über politische und wirtschaftliche Strukturen zu sprechen“ (Goltermann, 2020a, S. 3).

Dehnung von Begriffen

Was sich hier zeigt – die Abblendung von politischen und ökonomischen Kontexten sowie die Fokussierung auf das Individuum und sein Erleben –, sind durchaus keine Einzelfälle. Die Transformation der Begriffe *Trauma* und *Mobbing* verweist auf eine Entwicklung, die sich in den vergangenen Jahren zunehmend beschleunigt hat und zahlreiche sozial- und kulturwissenschaftliche Disziplinen betrifft. Etablierte Begriffe, welchen für die Theoriebildung wie für die Forschungspraxis besondere Bedeutung zukommt, werden in ihrem Geltungsbereich sukzessive ausgedehnt und in Anspruch genommen, um einen sich entgrenzenden Phänomenbereich zu bezeichnen (vgl. Steiner, 2008; Haidt, 2016). Im Zuge dessen kommt es zu einer schleichenden Umcodierung von Begriffen, die sich einer schlichten Bilanzierung entzieht. Sie büßen bei diesem Prozess fraglos manche Qualitäten ein, gleichzeitig gewinnen sie aber auch neue hinzu.²

Die Philosophin Maria-Sibylla Lotter (2021) hat nun einen Vorschlag gemacht, diese Entwicklung begrifflich zu fassen. Im Rückgriff auf Arbeiten Chantal Mouffes (2007) und Jonathan Haidts (2016) unterscheidet sie zwei Varianten der Ausdehnung von Begriffen. Diese kann a) in einer *horizontalen* Dimension beobachtet werden, indem sie sich auf „qualitativ neue Phänomene“ (Lotter, 2021, S. 261–262) bezieht; und sie kann b) in einer *vertikalen* Dimension vorliegen, wenn sich Begriffe „auf schwächere Phänomene ähnlichen Typs“ (Lotter, 2021, S. 261–262) ausdehnen.

Der *Gewalt-Begriff* ist in besonderer Weise geeignet, das Phänomen der horizontalen Ausdehnung zu illustrieren: Galt der klassischen Gewaltsoziologie der Bezug auf physischen Zwang als unverzichtbar, setzte in den 1970er Jahren eine Ausdifferenzierung des Begriffs ein. Gewaltverhältnisse können seither, nicht zuletzt dank der Arbeiten Johan Galtungs, Pierre Bourdieus und Gayatri Ch. Spivaks, auch in ihrer strukturellen, symbolischen und epistemischen Dimension untersucht werden. Das begriffliche Instrumentarium wurde also sukzessive verfeinert, um unterschiedliche Spielarten von Gewaltverhältnissen identifizieren sowie deren Zusammenspiel erforschen zu können (vgl. Zorn, 2019).

Das Phänomen der vertikalen Dimension wiederum kann am Beispiel des *Trauma-Begriffs* erläutert werden: Während dieser zunächst für extreme Formen psychischer Verletzungen reserviert war, wurde der Begriff, der etymologisch auf die Wunde verweist (vgl. Brunner, 2019), in seiner populärwissenschaftlichen Verwendung auf Phänomene bezogen, die nicht länger auf außeralltägliche Extremsituationen wie Krieg, Folter oder sexualisierte Gewalt verweisen.

2 Mit Blick auf die uneindeutigen Befunde will ich in diesem Beitrag auch keine Verlustgeschichte erzählen. Die Umcodierung kann ganz unterschiedliche Formen annehmen: Sie kann Begriffe ‚entschärfen‘, sie kann sie aber auch mit Spannung ‚aufladen‘ und gleichsam ‚unter Strom‘ setzen (vgl. etwa Koselleck, 2010).

Folgenreiche Umcodierung

Greift man nun Lotters Vorschlag auf und beobachtet die beiden Varianten der Dehnung von Begriffen, lässt sich genauer fassen, was ich bei den knappen Hinweisen auf die Begriffe *Trauma* und *Mobbing* bereits angedeutet hatte. Indem das Vokabular der Kultur- und Sozialwissenschaften in bestimmten Bereichen beweglicher, kleinteiliger und gleichsam feingliedriger wird, indem es immer mehr Unterscheidungen und Nuancierungen einführt, wird es möglich, nicht allein die Nöte und das Leiden des Individuums präziser zu beschreiben, sondern auch die unterschiedlichen Dimensionen seiner Verletzbarkeit auszuleuchten (vgl. Janssen, 2018). Auffällig ist nun allerdings, dass dieser Entwicklung, so Lotter, nicht eben selten die Vernachlässigung gesellschaftsstruktureller Fragen und die Ausblendung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen korrespondiert: Die „zunehmende moralische Sensibilisierung für weniger offensichtliche Formen der Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Diskriminierung“ (Lotter, 2021, S. 263) geht einher mit der „Ausbreitung einer Therapiekultur, die immer mehr Formen des Leidens, die man früher als existentielle Erfahrungen und Lebenskrisen der Eigenverantwortung der Individuen zugewiesen hätte, als therapiebedürftig betrachtet“ (Lotter, 2021, S. 263). Die Aufmerksamkeit für unterschiedliche Formen des Leides führe also zuallermeist gerade nicht dazu, die Suche nach widerständigen Praktiken zu intensivieren sowie nach Möglichkeiten, die diskriminierenden Strukturen zu überwinden, sondern begünstige neue Formen von Abhängigkeit – etwa eine raffinierte Form des *Patronizing*, die sich in medizinisch-therapeutische Vokabeln kleidet und von der Autorität der Wissenschaft profitiert (vgl. Lorey, 2007).

Es sind somit Kräfte unterschiedlicher Art, die dafür verantwortlich sind, dass sich das Vokabular, auf das wir in den Geistes- und Sozialwissenschaften zurückgreifen, derzeit verändert. Die Moralisierung der Politik trifft hier auf ein reges Interesse, Fragen der Repräsentation und der Diskriminierung ein stärkeres Gehör zu verschaffen (vgl. Mouffe, 2007; Kerner, 2013). Ausgrenzung, Bevormundung und Privilegierung werden dabei nicht länger als abstrakte, unpersönliche Sachverhalte diskutiert, sondern als Facetten problematischer Sozialbeziehungen, in die man selbst involviert ist – als Studierende, als Promovierende oder als Hochschullehrer*in.

Die innerakademische Kritik an diesem neuen Sprachgebrauch lenkt das Augenmerk aktuell auf zwei Sachverhalte: Zum einen drohen Begriffe, die einen deutlich weiteren Gegenstandsbereich bezeichnen sollen, ihre Präzision einzubüßen. Wenn sowohl die Erfahrung des Vietnamkrieges wie auch die Lektüre eines Romans, dessen Handlung in einer patriarchalen Gesellschaft angesiedelt ist, als ‚traumatisierend‘ gelten, lassen sich zwischen den bezeichneten Phänomenen kaum noch Gemeinsamkeiten erkennen (vgl. Brunner, 2019, S. 28–29). Zum anderen führt die Neigung zur Psychologisierung und Individualisierung gesellschaftlicher Krisenphänomene dazu, dass deren ‚Lösung‘ vermehrt in individuellen Schuldbezeichnungen gesucht wird (vgl. Steele, 2006; Rieger-Ladich, 2021). Wissenschaftliche Diskurse nähern sich in der Folge moralischen Diskursen an und begünstigen unterkomplexe Problembeschreibungen.

Neue Reflexionskultur

Dass diese Entwicklungen auch den pädagogischen Diskurs betreffen, ist unmittelbar einsichtig. Und das nicht allein deshalb, weil hier ohnehin die Nähe zur Moral gesucht wird (vgl. Rustemeyer, 1998), sondern weil eine Vielzahl der gegenwärtig besonders intensiv diskutierten Begriffe unmittelbar auf den Gegenstandsbereich der Erziehungswissenschaft verweisen. Zunächst mag es vielleicht überraschen, dass dies auch für solche Begriffe gilt, die anderen disziplinären Kontexten entstammen. Ich nenne hier nur drei Beispiele, um zu verdeutlichen, welche Bewegungen diese dabei zurücklegen. Die ‚Neufassung‘ des *Trauma-Begriffs* gewinnt auch deshalb innerhalb pädagogischer Kontexte zunehmend an Relevanz, weil im Rückgriff auf diesen vermehrt hochschuldidaktische wie auch wissenschaftstheoretische Fragen verhandelt werden. Wenn etwa Studierende die patriarchalen Strukturen der Hochschule problematisieren, die stärkere Berücksichtigung vulnerabler Gruppen einfordern und darauf drängen, die Zusammenstellung der Lehrmaterialien in diesem Lichte zu reflektieren, geschieht dies meist mit Blick auf ein weites Verständnis von *Traumatisierung*. Die Diskussionen um Trigger-Warnungen und die Überprüfung des ‚Kanons‘ ist ohne dessen Ausweitung kaum zu verstehen (vgl. Brunner, 2019; Elsuni, 2019).

Eng verknüpft ist damit die Vorstellung einer Hochschule, die besondere Anstrengungen unternimmt, ihren Mitgliedern nicht allein Schutz vor physischer Gewalt zu gewähren, sondern auch vor einer schmerzhaften Retraumatisierung. Das Leitbild einer solchen Universität, der *Safe Space*, verweist zwar auf einen weit gefassten Gewaltbegriff, verdankt sich aber, selten genug, einem erziehungswissenschaftlichen Spezialdiskurs (vgl. Kaldewey, 2017). Erstmals verwendet wurde diese Wendung in einer fachdidaktischen Zeitschrift, als die Lehrerin einer US-amerikanischen High School ihre Erfahrungen mit einem autistischen Schüler reflektierte. Erst als sie diesem zugestand, seinen Tisch durch die Verwendung eines Kartons in einen ‚sicheren Rückzugsort‘ zu verwandeln, war dieser in der Lage, sich am Unterrichtsgespräch zu beteiligen. Auch hier löste sich der Terminus indes schon bald von seinem Entstehungskontext und dient seither dazu, für jene Zumutungen und Belastungen zu sensibilisieren, die der studentische Alltag mit sich bringt (vgl. Stichweh, 2016; Rieger-Ladich, 2019).

Auch der Begriff des *Privilegs* hat eine bemerkenswerte Reise zurückgelegt: Verweist er etymologisch auf eine Sonderstellung und Bevorzugung, die sich etwa in der Freistellung von Abgaben äußert (vgl. Mohnhaupt, 1997), wurde er in den 1970er Jahren von Bildungssoziolog*innen aufgegriffen, die an herrschaftskritischen Analysen pädagogischer Einrichtungen arbeiteten. Er sollte es ermöglichen, die hegemoniale Erzählung einer meritokratischen Gesellschaft zu durchkreuzen und die Praktiken des Vererbens von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital zu skandalisieren (vgl. Sandel, 2020). Dass diese Denkfigur auch reflexiv gewendet wurde, ist insbesondere Peggy McIntosh (1989) zu verdanken, die einen Kriterienkatalog zur Überprüfung von Privilegien erarbeitet hatte. Ihren Vorschlag, der zunächst im Kontext intersektionaler Debatten entwickelt wurde, um Praktiken der ungerechtfertigten Bevorzugung aufzudecken, griffen schon bald Angehörige liberaler Hochschulen auf und machten nun ganz

gezielt ihre eigene Position in einer von Rassismus, Sexismus und Klassismus geprägten kapitalistischen Gesellschaft zum Gegenstand (vgl. Kerner 2013; Rieger-Ladich, 2021).

Kritische Selbstvergewisserung

Es sind Begriffe und Konzepte solcher Art, die den pädagogischen Diskurs spürbar zu verändern beginnen. Auch wenn sie bislang noch kaum Eingang in Wörterbücher und Lexika gefunden haben, prägen sie doch immer stärker Seminardiskussionen und Qualifikationsarbeiten. Sie kennzeichnen einen neuen Reflexionsstil, der nicht allein die Selbstkritik des Erkenntnissubjekts radikalisiert, sondern auch die Beobachtung jener sozialer Praktiken, über die sich das wissenschaftliche Feld konstituiert. *White Supremacy* ist fraglos auch diesseits des Atlantiks zu beobachten; und sie kennzeichnet eben auch universitäre Strukturen. Statt nun aber in den Chor derer einzustimmen, die identitätspolitische Anliegen diskreditieren – in besonderer Weise engagieren sich dabei *FAZ* und *NZZ* –, oder diese gegen kapitalismuskritische Ansätze ausspielen, wie dies der Dramaturg Bernd Stegemann betreibt, scheint es mir ungleich überzeugender, diese als Weiterführung eines antiautoritären Projekts zu interpretieren (vgl. Vogel, 2021).

Damit verbunden ist auch die Überprüfung der etablierten wissenschaftlichen Praxis sowie die Selbstbefragung, worin deren Beitrag zur Analyse der herrschenden Verhältnisse besteht (vgl. Graefe, 2018). Begriffe wie *Dekolonialität* und *Othering*, *Privilege* und *Safe Space* können die wissenschaftliche Reflexivität stimulieren und dem pädagogischen Diskurs neue Perspektiven eröffnen. Wer innerhalb der Erziehungswissenschaft an gegenhegemonialen Praktiken der Erzeugung von Wissen interessiert ist, bleibt auf die ‚Neuankömmlinge‘ innerhalb des pädagogischen Vokabulars dringend angewiesen (vgl. Feldmann, Rieger-Ladich, Voß & Wortmann, 2022). Ich halte daher die Auseinandersetzung mit ihnen für unverzichtbar – und auch deshalb für lohnenswert, weil die oben monierte Vernachlässigung ökonomischer und politischer Strukturen bei der Analyse von Herrschaftsverhältnissen keineswegs zwingend ist. Obwohl sie manche identitätspolitische Streitschrift charakterisiert, bedeutet dies doch nicht, dass der Preis für eine forcierte wissenschaftliche Selbstkritik in der Ausblendung globalisierter Abhängigkeitsbeziehungen bestehen muss (vgl. Forster, 2022).

Literatur

- Brunner, M. (2019). Trigger-Warnungen. Zur Politisierung eines traumatherapeutischen Konzepts. In E. Berendsen, S.-N. Cheema & M. Mendel (Hrsg.), *Trigger Warnung. Identitätspolitik zwischen Abwehr, Abschottung und Allianzen* (S. 21–34). Berlin: Verbrecher.
- Dommann, M. (2016). Alles fließt. Soll die Geschichte nomadischer werden? *Geschichte und Gesellschaft*, 42(3), 516–534.
- Elsuni, S. (2019). Content Warning. (Un)Zumutbares in Wissenschaft und Lehre. In E. Berendsen, S.-N. Cheema & M. Mendel (Hrsg.), *Trigger Warnung. Identitätspolitik zwischen Abwehr, Abschottung und Allianzen* (S. 129–142). Berlin: Verbrecher.

- Feldmann, M., Rieger-Ladich, M., Voß, C., & Wortmann, K. (Hrsg.) (2022). *Schlüsselbegriffe der Allgemeinen Erziehungswissenschaft. Pädagogisches Vokabular in Bewegung* (i.E.). Weinheim: Beltz Juventa.
- Forster, E. (2022). Dekolonialität. In M. Feldmann, M. Rieger-Ladich, C. Voß & K. Wortmann (Hrsg.), *Schlüsselbegriffe der Allgemeinen Erziehungswissenschaft. Pädagogisches Vokabular in Bewegung* (i. E.). Weinheim: Beltz Juventa.
- Gänger, S. (2017). Circulation. Reflections on circularity, entity and liquidity in the language of global history. *Journal of Global History*, 12(3), 303–319.
- Gänger, S., & Osterhammel, J. (2020). Denkpause für Globalgeschichte. *Merkur*, 74(855), 79–86.
- Goltermann, S. (2020a). *Mobbing am Arbeitsplatz. Über die Schwierigkeit, eine nasse Seife zu fassen*. <https://geschichtedergegenwart.ch/mobbing-am-arbeitsplatz-ueber-die-schwierigkeit-eine-nasse-seife-zu-fassen/> [13.05.2021].
- Goltermann, S. (2020b). Signifikante Verschiebungen. Zur Geschichte des Mobblings. *Forschung und Lehre*, 27(6), 490–492.
- Graefe, S. (2018). Flexibel, belastbar, sozial? Zur Dynamik neoliberaler Psychologisierung im Zeichen von Resilienz. *Widerspruch*, 73(12), 53–61.
- Haidt, J. (2016). Why Concepts Creep to the Left. *Psychological Inquiry*, 27(1), 40–45.
- Janssen, A. (2018). *Verletzbar Subjekte. Grundlagentheoretische Überlegungen zur conditio humana*. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Kaldewey, D. (2017). Der Campus als „Safe Space“. Zum theoretischen Unterbau einer neuen Bewegung. *Mittelweg*, 36(4-5), 132–153.
- Kerner, I. (2013). Critical Whiteness Studies. Potentiale und Grenzen eines wissenschaftlichen Projekts. *Feministische Studien*, 31(2), 278–293.
- Koselleck, R. (2010). *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lotter, M.-S. (2021). Wie Hass und Gewalt sich begrifflich ausdehnen. Emotionalisierung durch Concept Creep. In P. Helfritzsch & J. Müller Hipper (Hrsg.), *Die Emotionalisierung des Politischen* (S. 263–278). Bielefeld: transcript.
- Manow, P. (2018). *Die politische Ökonomie des Populismus*. Berlin: Suhrkamp.
- McIntosh, P. (2003). White Privilege and Male Privilege. A Personal Account of Coming To See Correspondances through Work in Women’s Studies. Working Paper 1989. In M. S. Kimmel & A. L. Ferber (Eds.), *Privilege. A Reader* (pp. 147–160). Boulder/Colorado-Oxford: Routledge.
- Mohnhaupt, H. (1997). Die Unendlichkeit des Privilegienbegriffs. Zur Einführung in das Tagungsthema. In: B. Dölemeyer & H. Mohnhaupt (Hrsg.), *Das Privileg im europäischen Vergleich*. Band 1 (S. 1–11). Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Mouffe, C. (2007). *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rieger-Ladich, M. (2019). Sensible Kunden, verletzbar Subjekte. Was sich derzeit auf dem Campus tut. *Pädagogische Korrespondenz*, 60, 69–86.
- Rieger-Ladich, M. (2021). Identitätsdebatte oder: Das Comeback des Privilegs. *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 66(10), 105–112.
- Rustemeyer, D. (1998). Muss Erziehung wertvoll sein? *Zeitschrift für Pädagogik*, 44(2), 231–242.
- Sandel, M. (2020). *Vom Ende des Gemeinwohls. Wie die Leistungsgesellschaft unsere Demokratien zerreißt*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Steele, S. (2006). *White Guilt. How Blacks and Whites Together Destroyed the Promise of the Civil Rights*. New York: HarperCollins.
- Steiner, J. (2008). Concept Stretching. The Case of Deliberation. *European Political Science*, 7(2), 186–190.

- Stichweh, R. (2016). Studentische Lebensführung. In E. Alleweldt, A. Röcke & J. Steinbicker (Hrsg.), *Lebensführung heute. Klasse, Bildung, Individualität* (S. 141–148). Weinheim: Beltz Juventa.
- Vogel, S. (2021). Das Erbe von '68. Identitätspolitik als Kulturrevolution. *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 66(4), 97–104.
- Zorn, P. (2019). *Das Geheimnis der Gewalt. Warum wir ihr nicht entkommen & was wir trotzdem dagegen tun können*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Anschrift des Autors

Prof. Dr. Markus Rieger-Ladich, Eberhard Karls Universität Tübingen,
Institut für Erziehungswissenschaft, Abteilung Allgemeine Pädagogik,
Münzgasse 26, 72070 Tübingen, Deutschland
E-Mail: markus.rieger-ladich@uni-tuebingen.de